

2 Emotionale Schemata

2.1 Allgemeine Emotionspsychologie

Wenn zur Frage, was eine Emotion ist, ein Konsens zwischen verschiedenen Forschern besteht, dann darüber, dass es keinen Konsens gibt. Kleinginna & Kleinginna (1981) unternahmen den Versuch, 101 existierende Definitionen des Begriffs Emotion danach zu ordnen, welche Komponenten des Phänomens in diesen besonders hervorgehoben werden. In ihrer qualitativen Systematisierung der Literaturstellen gelangten sie zu immerhin 11 unterschiedlichen Kategorien: Am weitesten verbreitet waren solche Begriffsbestimmungen, die die *multiaspektale* Eigenschaft der Emotion in den Vordergrund rückten, also die Tatsache, dass Emotionen aus mehreren, relativ eigenständigen, Komponenten bestehen. Ebenfalls sehr oft wurde auf die *affektive* Qualität, also das Erleben von innerer Erregung und Lust / Unlust sowie die *kognitiven* Anteile der Emotion hingewiesen. Andere Definitionen befassten sich zum Beispiel mit expressiven, motorischen und physiologischen Emotionskomponenten, der Frage der Funktionalität von Emotionen oder der Sinnhaftigkeit des Konstruktes überhaupt. Die Kategorien schlossen sich nicht gegenseitig aus, die meisten der analysierten Definitionen fielen gleichzeitig in mehrere davon.

Ausgehend von diesem Klassifikationsversuch formulierten Kleinginna & Kleinginna (1981) eine vorläufige, zusammenfassende Emotionsdefinition, deren wichtigster Bestandteil darin zu sehen ist, dass das Auftreten von Emotionen mit einer ganzen Reihe unterschiedlicher Ereignisse (Erleben, Sprache, ANS Erregung, Verhalten) einhergehen *kann, aber nicht muss*. Der selben Logik folgt auch die im deutschen Sprachraum wahrscheinlich am meisten rezipierte Konzeption von Krause (1997), der Emotionen als *Prozesse* auffasst, an denen mindestens sechs Module beteiligt sein können:

Erstens eine *physiologisch-hormonale* Komponente, die den Zustand des autonomen Nervensystems im Sinne einer Bereitstellungsreaktion so reguliert, dass mit dem Affekt assoziierte Handlungen (z.B. Angriff oder Flucht) begünstigt werden.

Zweitens eine entsprechende *Innervation der Skelettmuskulatur* mit letztlich demselben Ziel.

Drittens eine *expressive* Komponente, die den eigenen emotionalen Zustand und seine Bedeutung für die Beziehungsregulation (s.u.) dem Gegenüber signalisiert. Hierzu gehören neben paraverbalen Merkmalen vor allem mimische Muster.

Diese ersten drei Komponenten setzen keine Beteiligung des Bewusstseins voraus und werden deshalb durch den Oberbegriff der „Occuring Emotion“ den drei weiteren Komponenten der „Experienced Emotion“ gegenübergestellt. Zu dieser zweiten Gruppe gehören:

Viertens eine bewusste *Wahrnehmung* des körperlichen Geschehens in den drei zuvor genannten Bereichen.

Fünftens eine Bewertung dieser Wahrnehmung und damit zusammenhängend die *Benennung* des eigenen Zustandes mit einem Emotionsbegriff.

Sechstens ein Verständnis der *Bedeutung*, die diese Emotion in der aktuellen sozialen Situation hat.

Krause, Steimer-Krause & Ullrich (1992) legen jedoch Wert auf die Feststellung, dass die unterschiedlichen Affektkomponenten in der Regel entkoppelt sind: Man kann ein Gefühl subjektiv erleben, ohne dass sich dies nach Außen bemerkbar machen muss. Man kann eine autonome Erregung verspüren, ohne einen dazugehörigen Handlungsimpuls beschreiben zu können. Man kann mimisch einen Affekt simulieren, der nicht dem aktuellen inneren Erleben entspricht. Nur bei sehr intensiven Affekten reagieren die verschiedenen Module in gleichsinniger Art und Weise. Die Annahme, dass die einzelnen Module in der Regel recht eigenständig arbeiten und nur unter bestimmten Voraussetzungen in sehr spezifischer Weise – nämlich als Emotion – gemeinsam auf die Bewältigung einer Situation hinwirken, findet sich ebenso bei Scherer (1990). Für diese Sichtweise spricht unter anderem auch die interessante Tatsache der sehr unterschiedlichen Differenziertheit des affektiven Spektrums auf den verschiedenen Ebenen. Während die Sprache hoch differenzierte Unterscheidungen zwischen einzelnen Emotionen in Abhängigkeit von der jeweils dahinterstehenden Sinnkonstruktion trifft (s.u.), lassen sich schon auf der Ebene der Mimik nur noch sechs bis sieben reine, interkulturell invariante Emotionsausdrücke finden (Ekman, 1992), und für die autonome Erregung ist es bis heute umstritten, ob überhaupt ein Unterschied zwischen verschiedenen affektiven Zuständen besteht. Schon aus diesem Grund ist es ausgeschlossen, dass die Systeme stets in analoger Weise auf Umweltreize ansprechen.

Um den Begriff der Emotion zu präzisieren, wird dieser häufig dem der Stimmung gegenübergestellt, wobei verschiedene Theoretiker unterschiedliche Schwerpunkte bei der Abgrenzung der beiden Konstrukte voneinander legen. Zu den am häufigsten genannten Kriterien gehört die unterschiedliche *Dauer* von Emotionen und Stimmungen: Während erstere eher Sekunden bis Minuten anhalten, können sich letzere über Stunden bis Tage erstrecken (Davidson, 1994). Ekman (1994) sagt hierzu: „While there is no agreement about how long an emotion typically lasts, most of those who distinguish emotions from moods recognize that moods last longer“ (S. 56). Halte ein affektives Erleben Wochen oder gar Monate an, werde es wohl am besten als affektive Störung bezeichnet.

Frijda (1994b) verweist jedoch auf eigene Umfrageforschungen, in denen sich die Dauer als eher untaugliches Kriterium zur Differenzierung verschiedener affektiver Erlebenszustände erwiesen habe. Eine wesentlich genauere Unterscheidung sei möglich, wenn man betrachte, ob sich der jeweilige subjektiv empfundene Zustand auf ein konkretes Ereignis oder Objekt bezieht: Emotionen treten stets im Zusammenhang mit plötzlichen, meist auch benennbaren, Veränderungen der Umgebungssituation auf und enden eben so schnell wieder, wie sie gekommen sind, wenn die auslösende Reizkonstellation ihre Relevanz für das Individuum verloren hat: „The state comes and goes with the circumstances“ (Lazarus, 1994b, S. 79). Dagegen ist es oft deutlich schwerer, anzugeben, ob eine momentane Stimmung von einem Ereignis hervorgerufen wurde, und wenn ja, von welchem. Davidson (1994) hält es allerdings für möglich, dass eine schnelle Folge mehrerer gleichsinniger emotionaler Ereignisse (zum Beispiel eine hohe Dichte von frustrierenden Erlebnissen) eine entsprechende, länger andauernde Stimmung (zum Beispiel Niedergeschlagenheit) hervorrufen kann. Hingegen vermutet Ekman (1994), dass Stimmungen oft durch die *Hemmung* bestimmter Emotionen entstehen. Lazarus (1994) wiederum nimmt an, dass Stimmungen im Gegensatz zu Emotionen eher eine allgemeine Bewertung der aktuellen Lebenssituation im Großen und Ganzen beinhalten. Nach Frijda (1994b) ist der stärkere Bezug der Emotionen zu umschriebenen Reizen auch die Voraussetzung für ihre stärkere motivationale Wirksamkeit. Das Erleben einer Emotion bringe immer auch eine Handlungstendenz in Bezug auf das jeweilige Objekt mit sich (siehe hierzu auch den folgenden Abschnitt zur Funktion der Emotionen). Entsprechendes lasse sich von Stimmungen nicht sagen, diese seien „nonintentional affective states“.

Interessant sind auch die Überlegungen verschiedener Autoren zur Beziehung der beiden Konstrukte Emotion und Stimmung *zueinander*: Große Einigkeit scheint dabei darüber zu bestehen, dass das Vorliegen einer bestimmten Stimmung die Auslösung einer entsprechenden Emotion wahrscheinlicher macht, indem hierfür gewissermaßen die Schwelle gesenkt werde. Ein Mensch in einer reizbaren, aggressiven Stimmung wird zum Beispiel leichter in Wut geraten, als einer mit einer anderen Grundgestimmtheit. Watson & Clark (1994) verweisen auf eigene Studien, die ergaben, dass Menschen die meiste Zeit des Tages keine Emotionen im engeren Sinne erleben, dass sich aber sehr wohl zu jedem Zeitpunkt eine bestimmte Art von Grundstimmung nachweisen lasse. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von einem „stream of affect“ und vergleichen in Analogie zum gestalttheoretischen Modell die Stimmung mit dem *Hintergrund*, vor dem ab und zu die diskreten Emotionen in den *Vordergrund* träten. Bei all diesen Überlegungen handelt es sich jedoch vorrangig um konzeptuelle Arbeiten. Die entsprechende Datenlage hingegen muss bislang als ausgesprochen dünn beurteilt werden. Immer wieder zeigte sich aber, dass Laien weit weniger klar zwischen verschiedenen Arten affektiver Zustände unterscheiden, als dies die Forscher tun.

Eine der zentralen Fragen in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit emotionalen Phänomenen ist die nach der *Funktion* von Emotionen. Dabei besteht inzwischen relative Einigkeit darüber, dass Emotionen zwar in den meisten Fällen ihres Auftretens als ausgesprochen funktional angesehen werden können, jedoch nicht in allen. Mehrere Beobachtungen deuten darauf hin, dass dem Menschen zumindest ein gewisses Basisrepertoire emotionaler Reaktionen angeboren ist: Erstens finden sich bereits im Säuglingsalter mehrere distinkte emotionale Gesichtsausdrücke. Zweitens lassen sich auch bei unseren evolutionär nächsten Verwandten, den Primaten, einige recht ähnliche Ausdrucksverhaltensweisen nachweisen. Drittens belegen kulturvergleichende Studien an menschlichen Probanden, dass über verschiedene Kulturkreise hinweg dieselben Gesichtsausdrücke mit bestimmten sozialen Situationen assoziiert sind (Ekman, 1992). Viertens konnte gezeigt werden, dass auch die Beschreibung emotionsauslösender Situationen und das Erleben körperlicher Emotions Symptome einen großen Anteil kultureller Invarianz aufweisen (Scherer, Summerfield & Wallbott, 1983; Wallbott & Scherer, 1986).

Ekman (1992) bezieht sich auf diese und andere Befunde und postuliert, dass jeder Mensch über ein Repertoire an Basisemotionen (*Basic Emotions*) verfüge, die sich im Verlauf der Evolution als ausgesprochen nützlich im Umgang mit solchen Situationen erwiesen hätten, die für das Wohlergehen der Individuen von Relevanz waren. Dieses phylogenetische Erbe erfahre allerdings im Verlauf der individuellen Entwicklung noch entscheidende Modifikationen: „Yet I believe the primary function of emotion is to mobilise the organism to deal quickly with important interpersonal encounters, prepared to do so in part, at least, by what types of activity have been adaptive in the past. The past refers in part to what has been adaptive in the past history of our species, and the past refers also to what has been adaptive in our own life history“ (S. 171f.).

Die Annahme, dass die Fähigkeit zu emotionalen Reaktionen wesentlich phylogenetisch mitbedingt ist, wird inzwischen von den allermeisten Emotionsforschern geteilt. Allgemein wird die Emotion dabei als eine schnelle, intensive, und relativ schematische *Bewertungsreaktion* in – vornehmlich interpersonalen – Situationen aufgefasst. Emotionen informieren nicht nur darüber, *ob* eine Situation für das eigene Wohlergehen von Relevanz ist („Emotions signal the relevance of events to concerns“; Frijda, 1994a, S. 113), sondern auch, in welcher Weise: „They can be considered the mechanism whereby the organism signals to its cognitive and action systems that events are favorable or harmful to its ends“ (a.a.O.). Eine in der psychodynamisch orientierten Fachwelt weithin beachtete Liste menschlicher Grundmotive,

die die Grundlage solcher Beurteilungen von Situationsbedeutungen darstellen, wurde von Lichtenberg (1991) vorgelegt: Er zählt dazu die Regulation physiologischer Bedürfnisse wie Hunger und Schlaf, die Suche nach Bindung und Zugehörigkeit, das Streben nach Selbstbehauptung und Exploration, aversive und Auseinandersetzungsbedürfnisse sowie sinnliche und sexuelle Bedürfnisse. Eine inhaltlich ähnliche, jedoch noch deutlich differenziertere Auflistung findet sich bei Rudolf (2000b).

Die emotionale Reaktion erschöpft sich jedoch nicht in der Analyse dessen, was ist, sondern geht darüber hinaus, indem die kognitiven Verarbeitungskapazitäten auf die entsprechenden auslösenden Reize konzentriert werden – Clore (1994) nennt dies „reordering of processing priorities“ – und zeitgleich die körperlichen Voraussetzungen für die in der aktuellen Situation als zielführend erscheinenden Verhaltensweisen bereitgestellt werden. Dies ist die Aufgabe der vegetativen Veränderungen, die sich häufig im Zusammenhang mit emotionalen Reaktionen nachweisen lassen (Levenson, 1994). Viele Autoren gehen davon aus, dass als wesentlicher Bestandteil in jeder Emotion auch eine spezifische *Handlungstendenz* enthalten ist. Mit der Emotion verbinde sich automatisch eine – nicht unbedingt bewusste – Repräsentation darüber, ob und in welche Richtung der aktuelle Zustand, die aktuelle Beziehung zwischen Selbst und Umgebung, zu verändern sei: „They motivate behavior meant to maintain or modify a particular kind of relationship with the environment“ (Frijda, 1994a, S. 114). Wut signalisiere dem, der sie erlebt, dass ein Gegenüber anzugreifen und in die Flucht zu schlagen sei, Angst hingegen, dass es besser sei, sich vor dem Anderen in Sicherheit zu bringen. Krause (1988) spricht in diesem Zusammenhang in Anlehnung an DeRivera (1977) von einer „Propositionalen Struktur der Affekte“ und beschreibt für sechs der Ekman'schen Basisemotionen die damit verbundenen „Lokomotionswünsche zwischen dem Selbst und dem Objekt“. Genau genommen kann man daher neben einer allgemeinen, alle Emotionen verbindenden Funktion auch noch spezifische Funktionen für jede Einzelemotion formulieren (Averill, 1994): Trauer zum Beispiel führt durch den mit ihr verbundenen Rückzug zu einer Energieersparnis, etwa um ein Verusterlebnis ungestört verarbeiten zu können, mobilisiert aber auch soziale Unterstützung durch Andere. Diese Konsequenzen teilt die Trauer mit keiner anderen Emotion. Krause (1988) betont jedoch ausdrücklich, dass diese Funktion der Beziehungsregulation mit den Artgenossen auf die primären, eben die Basisemotionen beschränkt sei. Die sogenannten *selbstreflexiven Affekte* wie zum Beispiel Scham und Schuld stellen demgegenüber das Ergebnis einer Interaktion mentaler Strukturen dar, es handle sich gewissermaßen um eine Beziehungsregulation mit inneren Objekten bzw. Repräsentanzen, die ihrerseits allerdings sehr wohl ihren Ursprung in realen früheren Erfahrungen mit äußeren Objekten haben können.

Scherer (1984) zitiert Hebb (1949) mit dem Satz, der Mensch sei „the most emotional of all animals“. Mit dieser Aussage verbindet sich die Annahme, dass die emotionale Reaktionsfähigkeit und Differenziertheit einer Spezies direkt mit ihrem evolutionären Entwicklungsstand korreliert. Im Laufe der Phylogenese seien die auch bei primitiveren Organismen nachweisbaren Reflexe und Fixed-Action-Patterns von Emotionen ergänzt bzw. abgelöst worden, was eine erhebliche Verbreiterung des Verhaltensrepertoires mit sich gebracht habe, denn: „emotion decouples stimulus and response“ (Scherer, 1984, S.128).

Zwischen auslösenden Reiz und Reaktion werde eine Latenzperiode eingeschoben. Die Emotion bereite zwar eine bestimmte Handlungstendenz vor, diese werde jedoch nicht zwangsläufig umgesetzt. Vielmehr werde erst durch die Verzögerung der Reaktion eine differenziertere Analyse der Situationselemente, sowie eine Antizipation möglicher Folgen des eigenen Verhaltens möglich. Letztere erfolge in Form eines Rückkopplungsprozesses mit der sozialen Umwelt auf dem Wege des Emotionsausdrucks und der Registrierung der Umweltreaktionen darauf. Erst dann werde darüber entschieden, ob die bereits vorbereitete

Handlung in die Tat umgesetzt, modifiziert, oder durch eine andere ersetzt werden müsse. Somit kann die besondere Rolle des innerartlichen Miteinanders und der komplexen Sozialbeziehungen bei Säugetieren, vor allem aber beim Menschen, als Ursache, als Folge, auf jeden Fall jedoch als Korrelat der Fähigkeit zum differenzierten emotionalen Reagieren aufgefasst werden.

Scherer (1994) nimmt ein Kontinuum zunehmend komplexer Informationsverarbeitung an: Je weniger dringend und unmittelbar überlebensrelevant ein Stimulus für das Individuum sei, desto mehr komme die beschriebene Verzögerung der Reaktion und der sich daraus ergebenden Möglichkeit zur differenzierteren Situationsbewertung zum Zuge. Je höher allerdings die unmittelbare Handlungserfordernis in einer emotionalen Situation sei, desto kürzer werde die Latenzperiode: In Fällen unmittelbarer Gefahr wäre es zum Beispiel lebensgefährlich, dem mit der Angst verbundenen Impuls, davonzulaufen, nicht oder zu spät nachzugeben. Frijda (1994a) geht daher auch davon aus, dass unser Emotionssystem aus guten Gründen als eher übersensibel betrachtet werden muss, da in der Geschichte der menschlichen Art in den meisten Fällen die Gefahren einer verspäteten emotionalen Reaktion größer gewesen seien, als die einer zu schnellen: „If risks are high, shoot before you ask questions“ (S. 121). Dies ist eine mögliche Erklärung der oben angeführten Beobachtung, dass Emotionen zwar prinzipiell als funktional betrachtet werden können, jedoch beileibe nicht jedes einzelne Auftreten derselben.

Wie lässt sich nun erklären, dass in einer Situation eine bestimmte Emotion auftritt, in einer anders gearteten hingegen eine andere? Den Schlüssel zu dieser Frage sehen viele Emotionsforscher im Primat der *Kognition*, also der – zunächst größtenteils unbewussten – Stimulusbewertung, die dem Einsetzen der anderen Komponenten des Emotionsprozesses vorausgehe. Stellvertretend für viele ähnlich lautende Ansätze soll hier das *Component Process Model* von Scherer (1984) dargestellt werden, unter anderem deshalb, weil es sich hierbei um eine der am intensivsten beforschten Konzeptionen handelt. Die Kernannahmen dieses Modells sind nach Scherer (1990) zu großen Teilen deckungsgleich mit denen anderer maßgeblicher Autoren.

Scherer behauptet, dass dem eigentlichen Auftreten einer umschriebenen emotionalen Reaktion eine Reihe sogenannter Stimulus Evaluation Checks (SEC) vorausgehe, deren Funktion darin bestehe, die Bedeutung eines Stimulus oder eines Ereignisses im Hinblick auf das eigene Überleben und Wohlbefinden zu ermitteln. Dazu werde jede Situation auf den folgenden fünf Dimensionen eingeschätzt: Wie neu und unerwartet ist sie (*Novelty Check*)? Wie angenehm oder unangenehm ist sie (*Intrinsic Pleasantness / Unpleasantness Check*)? Steht sie der Verwirklichung der eigenen Ziele im Wege (*Goal / Need Significance Check*)? Wird es möglich sein, erfolgreich mit ihr umzugehen (*Coping Potential Check*)? Was bedeutet sie für das eigene Selbstbild und im Hinblick auf gesellschaftliche Normen (*Norm / Self Compatibility Check*)? Tatsächlich werden einige SECs noch einmal in untergeordnete „Subchecks“ aufgegliedert, diese Differenzierungen sollen hier aber aus Gründen der Übersichtlichkeit nicht dargestellt werden. Scherer nimmt an, dass die fünf genannten Bewertungsschritte tatsächlich in der angegebenen Reihenfolge erfolgen, nämlich in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit für das Überleben des Individuums. Darüber hinaus lasse sich die selbe Rangordnung auch in der Phylo- und Ontogenese nachweisen: Sowohl beim Vergleich der Arten als auch in der kindlichen Entwicklung fänden sich die erstgenannten Bewertungen auch auf niedrigeren Entwicklungsstufen, während die späteren ausgereifere kognitive Fähigkeiten voraussetzten.

Auf Grundlage der SECs lässt sich ein Entscheidungsbaum konstruieren, an dessen Enden („Blättern“), sich die Bezeichnungen derjenigen emotionalen Zustände befinden, die aus den jeweils vorliegenden Stimuluskonfigurationen resultieren. Scherer (1984) listet detailliert auf, welches Ergebnismuster der fünf SECs zu welcher Emotion führt: So wird zum Beispiel ein unerwartetes Ereignis, das als hochrelevant und die eigenen Ziele gefährdend bewertet wird, zu dessen Bewältigung das Individuum sich jedoch wenig Kompetenz zuschreibt, wahrscheinlich Angst auslösen. In einer interkulturell vergleichenden Fragebogenstudie an Studenten aus 27 Nationen (Wallbott & Scherer, 1986) konnten diese Annahmen für die Emotionen Freude, Angst, Wut, Trauer, Ekel, Scham und Schuld größtenteils bestätigt werden.

Ohne uns zu eng an Scherers Konzeption anlehnen zu wollen, halten wir doch die Grundannahme, dass es sich bei Emotionen um *semantische Klassen von Situationsbewertungen* handelt, für zentral. Auch das Sprechen über Emotionen, einer der zentralen Gegenstände der vorliegenden Arbeit, folgt mit großer Wahrscheinlichkeit dieser Logik. Im folgenden Abschnitt sollen daher nun die wichtigsten Forschungsergebnisse zu diesem Bereich dargestellt werden. Dagegen werden Forschungen zu den anderen Emotionskomponenten, insbesondere zur Mimik, zur Physiologie und zu zentralnervösen Mechanismen, nicht weiter behandelt. Neben den oben kursorisch dargestellten Konzepten zur Emotionalität im Allgemeinen finden sich in der Literatur auch eine ganze Reihe von Analysen *einzelner* Emotionen, die hier aus Platzgründen ebenfalls nicht dargestellt werden können. Stattdessen sei auf die Beschreibung von 24 Einzelemotionen durch Ulich & Mayring (1992), sowie zum Thema Enttäuschung auf Rudolf (1997) und zu Scham- und Schuldaffekten auf Seidler (1997) verwiesen.

2.2 Sprachliche Vermittlung von Emotionen

Die grundlegende Frage, die sich stellt, wenn man das Sprechen über Emotionen untersuchen will, ist die, welche Wörter überhaupt Emotionen bezeichnen und welche nicht. Fehr & Russell (1984) hielten es angesichts vieler gescheiterter Versuche in dieser Richtung, für unwahrscheinlich, das es jemals gelingen könne, verbindliche Regeln für eine solche Unterscheidung zu formulieren und propagierten stattdessen eine Lösung nach dem Prototypenansatz von Rosch (1973; zit. Nach Fehr & Russell, 1984). Dieser Theorie zufolge orientiert sich die kognitive Zuordnung von Elementen unserer Umwelt zu übergeordneten Klassen nicht vorrangig an eindeutigen logischen Entscheidungsregeln (wie zum Beispiel notwendigen und hinreichenden Bedingungen), sondern nach deren Ähnlichkeit mit den typischsten Vertretern der jeweiligen Klasse. Je mehr Eigenschaften ein Objekt mit diesen sogenannten Prototypen gemeinsam hat, desto schneller und sicherer wird es der entsprechenden Klasse zugeordnet werden. In sieben Teiluntersuchungen versuchten diese Autoren nachzuweisen, dass die Zugehörigkeit eines Wortes zur Gruppe der Emotionsbegriffe keine Frage des „entweder – oder“, sondern eine des „mehr oder weniger“ ist. Einmal sollten ihre Versuchspersonen innerhalb einer begrenzten Zeitspanne einfach alle Emotionen aufzählen, die ihnen einfielen, ein anderes Mal zu vorgegebenen Wörtern – darunter auch solche, die von den Probanden im ersten Versuch produziert worden waren – Oberbegriffe finden. In wieder anderen Versuchsanordnungen sollten Wörter daraufhin beurteilt werden, wie sicher sie zum Wortfeld der Emotionen gehören. In allen Designs fanden sich deutliche Hinweise darauf, dass die Grenzen zwischen Emotionen und Nicht-Emotionen in der Sprache als fließend betrachtet werden müssen. Offenbar gibt es tatsächlich einige wenige sehr prototypische Emotionsbegriffe wie Freude, Wut, Trauer und Liebe, die fast immer als Emotionen identifiziert werden. Bei anderen Begriffen fiel den Versuchspersonen die Entscheidung hingegen deutlich schwerer. Dabei nahm die Sicherheit der Zuordnung jedoch

nie schlagartig ab, sondern stets sehr allmählich, was Fehr & Russell (a.a.O.) als Bestätigung ihrer Annahme interpretieren, dass die Entscheidung über die „Emotionshaftigkeit“ eines Wortes keine kategoriale, sondern eine dimensionale Angelegenheit sei.

Ortony, Clore & Foss (1987) stimmen hierin im wesentlichen zu, beharren jedoch darauf, dass es sehr wohl möglich sein müsse, Kriterien anzugeben, aufgrund derer das eine Wort eben mit größerer Sicherheit eine Emotion bezeichne als ein anderes. Aufgrund einer ausführlichen semantischen Analyse von 500 Begriffen aus vorangegangenen Studien kamen sie zu dem Ergebnis, dass solche Wörter, die *innerseelische* Vorgänge mit klarem *State*-Charakter und einem Schwerpunkt auf der gefühlsmäßigen *Bewertung* eines Ereignisses, eines Objektes oder einer Person die reinsten Vertreter der Emotionsbegriffe seien. Für diese Analyse war unter anderem folgende Überlegung maßgeblich: Im alltäglichen Sprachgebrauch beschreiben Menschen ihre Gefühlslage häufig mit Sätzen wie „Ich fühle mich verlassen“ oder „Ich fühle mich anerkannt“. Die Worte „verlassen“ und „anerkannt“ sind dennoch keine Emotionsbegriffe, sie beschreiben mehr oder weniger objektivierbare Sachverhalte in der realen Interaktion des Sprechers mit seiner Umgebung. Ihre emotionale Qualität erhalten sie erst durch das vorangestellte Wort „fühlen“, das die mit dem äußeren Ereignis einhergehenden Gefühle betont. Ortony, Clore & Foss empfehlen daher als Entscheidungsregel, angebliche Emotionswörter sowohl in den Satz „Ich bin X“ als auch in den Satz „Ich fühle mich X“ einzusetzen. Nur echte Emotionswörter würden unter beiden Bedingungen auch als solche beurteilt – wie zum Beispiel bei „Ich bin traurig“ und „Ich fühle mich traurig“. „Verlassen“ oder „anerkannt“ hingegen würden nur im Kontext von „Ich fühle mich“ als emotionale Selbstbeschreibung verstanden werden, bezeichnen daher auch keine echten Emotionswörter.

Die Gesamtheit aller von ihnen untersuchten „emotionsnahen“ Begriffe bezeichnen Ortony, Clore & Foss (1987) als „Affektives Lexikon“. Dieses unterteilen sie zunächst aufgrund rein rationaler Überlegungen in drei Untergruppen, die äußere Umstände („verlassen“, „betrogen“), körperliche Wahrnehmungen („schläfrig“, „hungrig“), oder seelisches inneres Erleben beschreiben. Die letztere Gruppe ließ sich noch einmal unterteilen in psychische Zustände mit einem Schwerpunkt auf der Kognition („interessiert“, „beeindruckt“) und solche mit einer Betonung des Affektes („erfreut“, „ängstlich“). Dabei wird die letztgenannte Gruppe als die der besten Beispiele für emotionsbeschreibende Wörter aufgefasst. Die rational gefundene Taxonomie ließ sich in einer Studie mit 435 Studenten (Clore, Ortony & Foss, 1987), die die Begriffe sowohl im feeling- als auch im being-Kontext auf ihre Emotionshaftigkeit hin beurteilen sollten, cluster- und diskriminanzanalytisch gut bestätigen, eine von den Autoren vorgeschlagene noch weitergehende Differenzierung hingegen nicht. Die Autoren begreifen ihre Untersuchungsergebnisse als Beitrag zur Klärung der Frage, welches Stimulusmaterial im Bereich der sprachgebundenen Emotionsforschung eigentlich als adäquat zu betrachten ist und weisen nach, dass in einer ganzen Reihe vorangegangener Studien ein erheblicher Anteil der verwendeten Begriffe gar keine spezifisch emotionale Qualität aufwies.

Hat man geklärt, welche Wörter überhaupt Emotionen bezeichnen, schließt sich als nächstes die Frage an, wodurch sich die einzelnen, durch die Wörter bezeichneten Emotionsqualitäten voneinander unterscheiden lassen. Hierzu hat Mees (1985, 1992) einen wesentlichen Beitrag geleistet, indem er auf den inhärenten Bedeutungsgehalt der Emotionsworte hinwies: Für die meisten gängigen Begriffe zur Bezeichnung emotionalen Erlebens lassen sich nämlich eine Art semantischer Gebrauchsvoraussetzungen finden, die definieren, unter welchen Bedingungen die Benutzung des Wortes korrekt ist. Die Beziehung zwischen Wort und implizierter Bedeutung ist dabei eindeutig, a priori wahr und nicht empirisch prüfbar. Stattdessen empfiehlt Mees die „Weglass-Probe“, bei der man der Reihe nach einzelne Bestimmungsstücke des Sinngehaltes eines Begriffes eliminiert und prüft, ob die Begriffsverwendung noch immer angemessen erscheint. So setzt beispielsweise die Selbstzuschrei-

bung von *Neid* das Verfügen eines Anderen über Eigenschaften oder Objekte voraus, die man selber nicht zu besitzen glaubt, die man aber für erstrebenswert hält. Anders als unter diesen Bedingungen kann man nicht wirklich neidisch sein (man kann sich allerdings fälschlicherweise als neidisch bezeichnen), der Verzicht auf eines dieser Elemente macht die *angemessene* Bezeichnung des eigenen affektiven Zustandes als neidisch unmöglich.

Das Verdienst von Mees (1985, 1992) besteht nun darin, diese impliziten und oft nicht reflektierten Bedeutungsgehalte, die nichtsdestoweniger von allen kompetenten Sprachbenutzern innerhalb einer Sprachgemeinschaft geteilt werden, für eine große Zahl deutscher Emotionsbegriffe expliziert zu haben. Dabei fällt unmittelbar ins Auge, wie sehr die inhaltlichen Dimensionen, anhand derer Mees die verschiedenen Emotionsbegriffe voneinander unterscheidet (z.B. Erwünschtheit, Erwartetheit, Moralische Bewertung, Attribution eigener Kompetenz), denen von Scherer (s.o.) ähneln, was letztlich wenig verwundern kann, bedenkt man die allgemein enge Verzahnung von Kognition und Sprache.

Es ist davon auszugehen, dass sich innerhalb jeder Sprachgemeinschaft im Verlauf vieler Generationen ein verlässliches Wissen darüber herausgebildet hat, welche sozialen Situationen für den Einzelnen von Bedeutung sind und mit welchen affektiven Erlebensweisen sie einhergehen. Die sprachliche Differenzierung im Bereich der Emotionen spiegelt dabei unmittelbar wider, wie viele Klassen solcher interpersonal-affektiven Konstellationen in der jeweiligen Gesellschaft für relevant gehalten wurden und werden – und daher mit eigenen Begriffen belegt wurden. Jedes neu heranwachsende Mitglied der jeweiligen Gemeinschaft wird sich daher im Laufe seiner Entwicklung ein Verständnis dieser Kategorien und der dazugehörigen Vokabeln aneignen müssen (vgl. hierzu den nächsten Abschnitt). Dabei ist es durchaus denkbar, dass einige spezifische Emotionskategorien in einzelnen Kulturkreisen eine größere Rolle spielen, als in anderen, während andere, möglicherweise aufgrund ihrer stärkeren biologischen Verankerung, von universaler Bedeutung sind.

Storm & Storm (1987) entwickelten eine hierarchische Taxonomie von 525 englischen Emotionsbegriffen, indem sie diese in einem intensiven Prozess qualitativer Kategoriebildung von einem Expertengremium (dem sie selbst auch angehörten) nach ihrer Bedeutungsähnlichkeit sortieren ließen. Auf der niedrigsten Abstraktionsebene dieses Modells hielten die Autoren immerhin 61 Kategorien für nötig, um die unterschiedlichen Nuancen der durch die Wörter implizierten sozialen Konstellationen ausreichend differenziert abbilden zu können. Auf der mittleren Abstraktionsebene wurden immer noch 20, und auf der höchsten noch 7 Klassen benötigt, um der Verschiedenheit der Wortbedeutungen gerecht zu werden. Die Übereinstimmung der Experten untereinander war bei der Zuordnung der Wörter zu den Bedeutungsklassen durchgängig hoch. Die Anforderungen an die Emotionshaftigkeit des verwendeten Stimulusmaterials waren in dieser Studie allerdings wenig restriktiv, so finden sich in der Liste beispielsweise auch solche Wörter wie *geduldig*, *verführerisch* oder *unfreundlich*, die bei strenger Anwendung der Regeln von Ortony, Clore & Foss (1987) mit Sicherheit nicht als Emotionswörter durchgehen würden. Dennoch ist die Studie sehr wertvoll, weil sie demonstriert, wie präzise die Sprache im Hinblick auf die Beschreibung emotionalen Erlebens in jeweils spezifischen sozialen Kontexten ist. Will man die Obergrenze der emotionalen Differenzierungsfähigkeit eines Menschen erfassen, muss man daher eine entsprechend große Anzahl von Kategorien zur Verfügung stellen, wie wir es bei unserer Konstruktion der Klinischen Emotionsliste (s.u.) versucht haben.

Für die deutsche Sprache wurden die entsprechenden Vorarbeiten von Schmidt-Atzert & Ströhm (1983) und Schmidt-Atzert (1987) geleistet. In der ersten Studie sollten 40 studentische Versuchspersonen einen Itempool von 45 Emotionswörtern, der die in der Literatur am häufigsten verwendeten Emotionskategorien repräsentieren sollte, in beliebig viele Gruppen mit ähnlichen Wortbedeutungen unterteilen. Die resultierenden Ähnlichkeitsurteile bildeten dann die Datengrundlage einer Clusteranalyse, die zu einer Lösung mit 14 Clustern führte. In der zweiten Arbeit, die drei Teilstudien mit 40, 20 und 44 Versuchspersonen umfasste, bestand die Aufgabe der Probanden darin, einem Gegenüber eine Reihe von 38 bzw. 56 Emotionsbegriffen umgangssprachlich zu beschreiben, ohne den jeweiligen Zielbegriff selbst zu benutzen. Die Ähnlichkeiten der Beschreibungen auf Seiten der „Sender“, aber auch die Häufigkeit von Verwechslungen auf Seiten der „Empfänger“ gingen wiederum in Clusteranalysen ein, die diesmal Lösungen mit 9 bzw. 10 Clustern ergaben. Im Gegensatz zur Studie von Storm & Storm (1987) handelte es sich hier um rein empirische Arbeiten, bei denen sich die Autoren völlig auf die Sprachgeschicklichkeit ihrer Versuchspersonen verließen und selbst nur wenige Überlegungen über die sinnvollste Anzahl von Kategorien anstellten. Es fällt auf, dass in diesen Arbeiten die Anzahl der zu klassifizierenden Wörter bereits geringer war als die der resultierenden Klassen bei Storm & Storm. Ganz offensichtlich war daher der angepeilte Abstraktionsgrad ein anderer. Schmidt-Atzert selbst (1987) weist darauf hin, dass die Anzahl der empfohlenen Emotionscluster erheblich von der Zielsetzung in der jeweiligen Studie abhängt, und dass natürlich auch weitaus feinere Differenzierungen als die von ihm unter der Vorgabe der Vereinfachung entwickelten denkbar seien.

Auf der Grundlage dieser und weiterer Studien entwickelten Schmidt-Atzert & Hüppe (1996) die Emotionsskalen EMO-16 zur Selbstbeschreibung des aktuellen emotionalen Gefühlszustandes, einen Fragebogen mit 16 Ein-Item-Skalen auf mittlerem Abstraktionsniveau, der wahrscheinlich das beste – weil empirisch fundierteste – Messinstrument für diesen Gegenstandsbereich im deutschen Sprachraum darstellt. Ein großer Teil der darin enthaltenen Items gehört auch zu den von Probanden in verschiedenen europäischen Ländern (Belgien, England, Frankreich, Italien, Holland, Schweiz) spontan am häufigsten beschriebenen emotionalen Zuständen (Van Goozen & Frijda, 1993), so dass es auch eine gewisse Repräsentativität über die deutsche Sprache hinaus für sich beanspruchen kann. Die EMO-16 bildeten zusammen mit anderen Emotionslisten den Ausgangspunkt für unsere Entwicklung der Klinischen Emotionsliste (s.u.).

Alle erwähnten Untersuchungen befassen sich mit der wissenschaftlichen Systematisierung der *Alltagssprache*. Es stellt sich die Frage, ob diese wirklich eine gute Basis für weiterführende empirische Studien darstellt, oder ob es nicht angemessener wäre, eine eigene, wissenschaftliche Kunstsprache zur Beschreibung emotionaler Phänomene zu entwickeln, um die im alltäglichen Sprachgebrauch wahrscheinlich auftretenden Unschärfen und Fehlklassifikationen zu vermeiden. Nimmt man jedoch die oben gemachte Aussage ernst, dass sich in der Sprache die Erfahrungen vieler Generationen mit emotionalen Erlebnissen und ihren Bedingungsfaktoren niederschlagen, erscheint es durchaus angemessen, sich auf diesen Erfahrungsschatz zu verlassen – nicht zuletzt auch in Ermangelung einer Alternative (Fehr & Russel, 1984).

Einen Ansatz zur empirischen Vermessung des emotionalen Vokabulars von Patienten und Therapeuten in psychotherapeutischen Gesprächen stellt das „Affektive Diktionär Ulm (ADU)“ dar (Hölzer, Scheytt, Mergenthaler & Kächele, 1994). Dabei handelt es sich um eine Liste von – je nach Version unterschiedlich vielen – etwa 2000 Emotionsbegriffen, die den acht affektiven Kategorien der Emotionstheorie von Dahl (1978, zit. nach Hölzer et al., 1994) zugeordnet sind. Mithilfe eines Computerprogramms lassen sich in Transkripten von

Therapiesitzungen sehr ökonomisch alle Wörter, die im Diktionär enthalten sind, auffinden und zählen. Die Ausschöpfungsrate des Diktionärs bezogen auf alle im Text vorkommenden Emotionswörter beträgt in der Regel etwa 95 Prozent (Hölzer, Mergenthaler, Schnee, Pokorny & Kächele, 1997). Letztlich entstehen auf diese Weise Häufigkeitsprofile, denen man entnehmen kann, welcher der Interaktanden im Laufe des Gesprächs von welcher Emotionskategorie wie oft Gebrauch gemacht hat. Da diese Forschungstradition allerdings nur indirekte Berührungspunkte mit dem in der vorliegenden Arbeit zentralen Thema der Erfassung von Beziehungsrepräsentationen aufweist, soll hier nicht im Detail auf die einzelnen Ergebnisse eingegangen werden. Ich verweise stattdessen auf Hölzer, Pokorny, Kächele & Luborsky (1997).

2.3 Die Entwicklung emotionaler Schemata

Wie erwerben Kinder eine Vorstellung davon, was Emotionen sind, wie sie sich anfühlen, in welchen Situationen sie auftreten, und welche man zeigen oder besser verbergen sollte? Die emotionale Entwicklung ist ein sehr komplexes Gebiet, über das hier nur ein grober Überblick gegeben werden kann, wobei wir uns auf die Herausbildung emotionaler Schemata in ihrem Verlauf konzentrieren wollen.

Es gilt heute als gesichert, dass Kinder bereits zum Zeitpunkt der Geburt über recht unterschiedliche Ausgangsbedingungen für die Entwicklung ihrer Emotionalität verfügen, Unterschiede, für die es offenbar eine genetische Basis gibt (Kagan, 1994). Während manche Kinder überwiegend ruhig und leicht zufriedenzustellen sind, zeigen sich andere von Anfang an irritierbar, ängstlich und quengelig. Natürlich wirken sich solche Eigenheiten des Temperaments unmittelbar auf die Eltern, deren Stimmung und ihr Verhalten dem Kind gegenüber aus, so dass das Kind den Launen und Erziehungsmaßnahmen seiner Eltern nicht passiv ausgeliefert ist, wie lange Zeit angenommen wurde, sondern selbst einen erheblichen Einfluss darauf nehmen kann. Die emotionale Sozialisation ist also keine Einbahnstraße, sondern eine Angelegenheit, an der beide Seiten Anteil haben.

Izard (z.B. 1994) ist ein Vertreter der Auffassung, dass die meisten der neuronalen Grundlagen des Emotionssystems, vor allem der expressiven Funktionen, von Geburt an vorhanden sind, und im Verlauf der Entwicklung relativ schnell zu ihrer vollen Funktionsfähigkeit heranreifen. Er zitiert eine Studie, in der nachgewiesen werden konnte, dass einige der wichtigsten emotionalen Gesichtsausdrücke (Freude, Interesse, Trauer und Wut) bereits bei zweieinhalb Monate alten Säuglingen auftreten und sich von da an in ihrer Gestalt auch nicht mehr wesentlich verändern (eine Übersicht über Studien zur Entwicklung der affektiven Mimik im Säuglingsalter findet sich bei Dornes, 1993). Izard nimmt an, dass bereits in diesem Alter nicht nur die wesentlichen mimischen Muster für Affekte, sondern auch die damit einhergehenden Gefühlszustände beim Kind entwickelt seien. Im Laufe der Entwicklung verändere sich nicht das affektive Erleben der Emotionen, sondern vor allem die damit verbundenen kognitiven Assoziationen, die zunehmend komplexer würden, und die sich dem Individuum bietenden Handlungsalternativen.

Kinder bringen eine ganze Reihe angeborener Verknüpfungen von Situationen mit affektiven Erlebens- und Ausdrucksmustern mit auf die Welt. Zu den am besten untersuchten Verhaltenssystemen gehört dabei das der *Bindung*. Kinder müssen nicht erst lernen, dass die Gegenwart der Mutter für sie Sicherheit und Schutz bedeutet. Sie reagieren von Anfang an auf wahrgenommene Bedrohungen mit Schreien und Weinen, rufen damit die Mutter herbei und lassen sich von dieser beruhigen. Bowlby (z.B. 1977) hat die Funktionsweise dieses angeborenen Mechanismus, mit dessen Hilfe das Kind immer wieder die Beziehung zur Mutter sichert, ausführlich beschrieben. Neben solchen Situationen, von denen das Kind

instinktiv weiß, wie es sie affektiv zu bewerten hat (z.B. Hunger), gibt es aber auch welche, in denen die emotionale Bedeutung eines Stimulus zunächst unklar ist. In solchen Fällen lässt sich häufig beobachten, dass das Kind sich der Mutter zuwendet und sich sein Urteil über den uneindeutigen Stimulus auf der Grundlage von deren Mimik bildet. Experimente, in denen Kinder mit bis dahin unbekanntem Spielzeug (Hornik et al., 1987; zit. nach Ulich & Mayring, 1992) oder einer scheinbar gefährlichen Krabbelstrecke („Visual Cliff“) konfrontiert wurden (Sorce et al., 1985; zit. nach Ulich & Mayring, 1992), konnten diesen Mechanismus des „Social Referencing“ eindrucksvoll demonstrieren: Die Versuchskinder brachten mit einem Blick auf den Gesichtsausdruck der Mutter deren Bewertung der uneindeutigen Situation in Erfahrung und schlossen sich dieser in der Regel an – zum Beispiel vermieden sie den weiteren Kontakt mit einem Spielzeug, dem gegenüber die Mutter einen Ausdruck von Ekel gezeigt hatte.

Im Bereich der Kognition besteht eine der Hauptaufgaben des Kindes in der emotionalen Entwicklung darin, sich nach und nach immer präzisere, prozedurale wie deklarative, Kenntnisse über den inneren Zusammenhang der einzelnen Emotionskomponenten anzueignen. Auch dabei spielen die Eltern oder vergleichbare Sozialisationsagenten als Lehrkräfte eine zentrale Rolle: Durch die Benennung der verschiedenen emotionalen Befindlichkeiten des Kindes erwirbt dieses ein Vokabular, um seine Gefühle zu beschreiben. Das Kind hört zum Beispiel von seiner Mutter immer wieder „Ja, da bist Du traurig“ oder vergleichbare Sätze, wenn es weint und unglücklich schaut. Dabei lernt es nicht nur, sein momentanes subjektives Befinden und dessen physiologische Korrelate mit einem adäquaten Emotionsbegriff zu belegen, sondern auch dessen Verbindung zu einem entsprechenden mimischen Muster (durch die Wahrnehmung der eigenen Gesichtsmuskelbewegungen, aber auch durch die „Spiegelung“ des eigenen Ausdrucks im Gesicht der mitleidenden Mutter), sowie, welche Situationen das betreffende Gefühl typischerweise auslösen (Ulich & Mayring, 1992). Zur Beschreibung solcher Mütter, die dem Kind durch ihre Rückmeldungen die Entwicklung eines hinreichend guten und differenzierten Verständnisses der eigenen Gefühlswelt ermöglichen, haben Ainsworth, Bell & Stayton (1974) das Konzept der *Feinfühligkeit* entwickelt. Feinfühlige Mütter zeichnen sich dadurch aus, dass sie die affektiven Signale ihres Kindes wahrnehmen, korrekt in dessen Sinne (und nicht projektiv im Sinne der eigenen Bedürfnislage) interpretieren, und darauf prompt und angemessen reagieren. Kinder mit solchen Müttern entwickeln weitaus häufiger einen sicheren Bindungsstil (s.o.) als andere Kinder.

Sein stetig wachsendes Welt- und Beziehungswissen erlaubt dem Kind mit fortschreitender Entwicklung immer präzisere Analysen von Umgebungsbedingungen und deren Bedeutung für das eigene Wohlergehen. Zugleich verändert sich auch die Zielhierarchie des Kindes (Lazarus, 1994a) sowie seine Fähigkeiten und Bedürfnisse in sozialen Beziehungen (Dunn, 1994) ständig: Die Exploration der Umwelt oder das Lob für eine vollbrachte Leistung werden erst nach und nach wichtig für das Kind und analog rücken andere Umweltkonstellationen für die Auslösung bestimmter Emotionen in den Vordergrund. Einige Emotionen werden sogar überhaupt erst ab einer gewissen kognitiven Entwicklungsstufe möglich: So ist das Erleben von Scham und Schuld an das Vorhandensein einer Selbstrepräsentanz gekoppelt, deren Auftreten man erst gegen Ende des zweiten Lebensjahres vermutet (Rothbart, 1994). Das Kind kann sich nur tadelnd zu sich selbst in Beziehung setzen, wenn es eine Vorstellung von seiner Existenz als eigenständiges Wesen hat. Darüber hinaus benötigt es jedoch auch eine Vorstellung von allgemeinverbindlichen Standards der Bewertung von Verhaltensweisen oder Charaktereigenschaften, denen man genügen kann, oder – wie im Fall von Scham und Schuld – auch nicht (Dunn, 1994; Krause, 1988).

Ein zweiter wichtiger Entwicklungsstrang neben dem der kognitiven Entwicklung ist die zunehmende emotionale Regulationsfähigkeit des Kindes. Seine zunehmende Bewegungsfreiheit und körperliche Geschicklichkeit erlauben dem Kind, mehr und mehr unterschiedliche Ereignisse, die ihm angenehme Gefühle verschaffen (z.B. einen Turm aus Bauklötzen zu bauen), aktiv herzustellen, und andere, die mit unangenehmen Gefühlserlebnissen assoziiert sind (z.B. Kontakt mit fremden Personen), zu vermeiden. Voraussetzung dafür ist, dass es eine Vorstellung von seinen möglichen inneren Verfassungen erwirbt. Die Entwicklung solcher Repräsentationen beginnt wahrscheinlich schon zwischen dem zweiten und siebten Lebensmonat (Stein, Trabasso & Liwag, 1993). Es erlangt somit mehr willentliche Kontrolle über die Umweltbedingungen, von denen sein emotionales Wohlbefinden abhängt. Lazarus (1994a) sieht bereits im Kopfabwenden des überstimulierten Säuglings einen Vorläufer solcher Regulationshandlungen.

Die steigende Fähigkeit zur Einflussnahme auf die Umgebung zeigt sich wiederum am deutlichsten im Bereich der interpersonellen Beziehungen, in denen das Kind aufgrund seiner besser werdenden Kommunikationsfähigkeit und seines anwachsenden Wissens um die Regelmäßigkeiten und Zusammenhänge, die in seiner sozialen Umwelt gelten, völlig neuartige Interaktionsformen erproben kann (Dunn, 1994): Es kann mit seinen Eltern über seine eigenen, aber auch über deren Handlungen und Gefühle sprechen, es kann die Angemessenheit bestimmter Handlungen und Emotionen aushandeln oder versuchen, elterliche Stimmungen zu beeinflussen, zum Beispiel, elterlichen Zorn zu beschwichtigen oder liebevolle Äußerungen hervorzurufen. Nach und nach internalisiert das Kind dabei auch die in seinem Kulturkreis vorherrschenden Regeln, welche Gefühle sozial akzeptiert sind und welche weniger. In diesem Zusammenhang sind zwei Begrifflichkeiten relevant: *Display Rules* (Ekman & Friesen, 1969) und *Feeling Rules* (Hochschild, 1979).

Display Rules bezeichnen solche sozialen Konventionen, die den Umgang mit den eigenen Emotionen in der Öffentlichkeit regulieren. Ekman & Friesen (1969) unterschieden vier Formen: Ein tatsächlich empfundener Affekt kann intensiver ausgedrückt werden (zum Beispiel bei Begeisterung über ein Geburtstagsgeschenk, über das man sich eigentlich nur mäßig freut), oder im Gegenteil nach außen hin schwächer dargestellt werden (z.B. bei einer verhaltenen Ärgeräußerung gegenüber einer Autoritätsperson), als er tatsächlich ist. Die ausgeprägteste Variante der Abschwächung wäre die Neutralisierung des Ausdrucks eines empfundenen Affektes, also der Versuch, das Gefühl vollständig vor der Umwelt zu verbergen. Darüber hinaus ist es aber auch möglich, das innere Erleben durch den Ausdruck eines qualitativ anderen Affektes zu überdecken, sich also zu verstellen (wenn zum Beispiel bei einer Misswahl die Zweitplatzierte der Gewinnerin freudig zu deren Sieg gratuliert, obwohl sie in Wirklichkeit vor allem neidisch auf sie ist). Saarni (1979) konnte an einer Stichprobe von 60 Schulkindern zeigen, wie das Verständnis für solche Diskrepanzen zwischen Erleben und Ausdruck zwischen dem siebten und zehnten Lebensjahr deutlich anwächst.

Während die *Display Rules* sich ausschließlich auf den öffentlichen Ausdruck des eigenen affektiven Erlebens auswirken und dieses Erleben selbst unangetastet lassen, hat Hochschild (1979) unter dem Begriff der *Feeling Rules* solche Konventionen beschrieben, die vorgeben, welche Gefühle man in bestimmten Situationen tatsächlich haben sollte oder nicht haben sollte. Inhaltlich kann es dabei sowohl um die Qualität als auch um die Dauer oder die Intensität eines Gefühls gehen: „For, in a sense we all act as lay psychiatrists using unexamined means of arriving at a determination about just ‚what‘ circumstances warrant ‚that much‘ feeling of ‚that sort‘“ (S. 559). Es geht nun also nicht mehr um die Regulation der Außenwirkung, sondern um die des inneren Erlebens. Äußerungen von Probanden wie „Ich war schrecklich eifersüchtig, aber ich wusste genau, dass ich dazu eigentlich kein Recht hatte“

oder „Ich habe wirklich versucht, fröhlich zu sein und mich mehr zu freuen, aber es gelang mir einfach nicht“ beschreiben die Wirkung solcher Regeln, zu deren Verinnerlichung im Laufe der emotionalen Entwicklung jedoch meines Wissens bisher keine Studien existieren. Hochschild hat ihr Konzept denn auch mehr auf die Arbeitswelt der Erwachsenen angewandt und eine ganze Reihe Berufsbilder beschrieben, in denen die Befolgung bestimmter Feeling Rules einen wesentlichen Teil der Tätigkeit ausmachen. Nichtsdestoweniger kann man als sicher annehmen, dass solche Regeln ebenso wie die des emotionalen Ausdrucks bereits in der emotionalen Sozialisation eine wichtige Rolle spielen.

Die von Ekman und Hochschild beschriebenen Regeln wirken sich da aus, wo der Umgang mit den eigenen Emotionen zumindest teilweise der bewussten Kontrolle des Individuums unterliegt. Es ist jedoch noch eine weitere Variante von Bedeutung, nämlich die der intrapsychischen Abwehr, auf die Freud (z.B. 1915) als erster hingewiesen hat. Es kann nämlich sein, dass das Kind wiederholt solche emotionalen Erfahrungen macht, die die Grenze dessen, was es ertragen kann, überschreiten, oder die es in unlösbare Konfliktsituationen bringen. Die Lösung besteht dann häufig darin, dass es die Existenz des Gefühls, bzw. des mit dem Gefühl einhergehenden Wunsches, vor sich selbst verneint – allerdings, so die Theorie, muss dabei notwendigerweise auch die Abwehrhandlung selbst aus dem Bewusstsein gedrängt werden. Im Prinzip sind solche *Verdrängungen* wohl etwas alltägliches. Wenn das Kind allerdings bestimmte Affekte mit großer Regelmäßigkeit von sich fernhalten muss, kann es zu bleibenden Lücken im affektiven Spektrum kommen, die sich hinderlich auf die sozialen Interaktionen mit anderen und auf die weitere Persönlichkeitsentwicklung auswirken können. Diese Fälle werden zusammen mit solchen von *struktureller Störung* (Rudolf, 1995a, 1995b, 2000b) im nächsten Abschnitt behandelt, wenn es um die Folgen gestörter emotionaler Entwicklung geht.

Welche Gefühle bzw. welcher Gefühlsausdruck mehr oder weniger erwünscht ist, lernt das Kind also im Laufe unzähliger direkter Interaktionen mit seinen nächsten Bezugspersonen. Dabei kann es vorkommen, dass einige Emotionen ganz selbstverständlich akzeptiert werden oder gar gefördert werden, während andere nur manchmal, oder nur unter bestimmten Bedingungen gestattet werden und wieder andere durchgängig unerwünscht sind. Durch die einfachen Lernmechanismen der operanten Konditionierung, aber auch des Modelllernens, entwickelt das Kind so nach und nach ein bestimmtes, individuelles emotionales Profil, das einen wesentlichen Teil seiner Gesamtpersönlichkeit ausmacht. Dieses Profil, in dem all die Erfahrungen aus der „Lehrzeit“ in der Kindheit aufgehoben sind, umfasst einerseits die deklarativen und prozeduralen Kenntnisse über die eigenen Emotionen und die anderer Menschen, die verbalen Bezeichnungen und semantischen Unterscheidungen verschiedener affektiver Zustände, typische auslösende Bedingungen und physiologische Korrelate von Emotionen, aber auch die sich eröffnenden Handlungsoptionen und Erwartungen über die Konsequenzen derselben. Dass sich dabei, aufgrund der für jeden Menschen einzigartigen Sozialisationsbedingungen, interindividuelle Unterschiede, zum Beispiel in der Verknüpfung bestimmter Situationen mit bestimmten Affekten, ergeben ist nach Ulich & Mayring (1992) noch nichts Pathologisches, sondern ein völlig normales Entwicklungsergebnis. Izard (1994) bezeichnet solche Gesamtkomplexe der Erfahrung von und des Umgangs mit Emotionen als „patterns of emotion-cognition-action sequences“, die im Laufe der Ontogenese immer weiter automatisiert würden. Jenkins & Oatley (1996) sprechen von „enduring patterns of emotional response“. Die Nähe zum Schema-Konzept ist hier unübersehbar, weshalb wir im Weiteren auch von *emotionalen Schemata* sprechen wollen.

Die Vorstellungen verschiedener Autoren zur Herausbildung derartiger „affektiver Gewohnheiten“ unterscheiden sich kaum von denen, die bereits zur Erklärung der Genese interpersonaler Schemata im allgemeinen dargestellt werden. Zum einen wird wiederum der

wiederholten Erfahrung eine zentrale Rolle für die Gewohnheits- und Erwartungsbildung zugebilligt (Jenkins & Oatley, 1998), wobei man annimmt, dass die wesentlichen, d.h. bedeutungstragenden Elemente nach und nach von den konkreten Erlebnisepisoden abstrahiert und zu prototypischen Repräsentationen verschmolzen werden (z.B. Demorest & Alexander, 1992). Die in einer bestimmten sozialen Umgebung (meistens der Ursprungsfamilie) über lange Jahre bewährten Schemata können im Erwachsenenleben, in neuen sozialen Bezügen mit anderen Belohnungs- und Bestrafungsbedingungen, plötzlich maladaptiv werden (Jenkins & Oatley, 1998). Jenkins & Oatley (1996) halten allerdings auch die Entstehung emotionaler Schemata infolge einzelner, schwer traumatisierender Ereignisse für möglich.

Die meines Erachtens beste, weil detaillierteste Konzeption emotionaler Schemata ist die von Ulich & Mayring (1992). Innerhalb eines Schemas unterscheiden diese Autoren – in großer Nähe zur Skriptkonzeption von Schank & Abelson (1977, s.o.) – zwischen festgelegten Konstanten, die bei jeder Aktivierung des Schemas unverändert bleiben und variablen Leerstellen, die von Fall zu Fall unterschiedlich belegt werden können, wobei die Menge der für die Leerstellenbelegung in Frage kommenden Objekte als „Wertebereich“ bezeichnet wird. Ein Beispiel: In einem Ärgerschema ist die Frustration eines wichtigen Bedürfnisses durch ein Gegenüber als Konstante zu betrachten – ohne diese Voraussetzung kein Ärger. Wer nun aber jeweils dieses Gegenüber ist, hängt von den jeweiligen situativen Gegebenheiten ab – ein naher Verwandter kommt genauso in Frage, wie ein Passant auf der Straße oder auch ein Cola-Automat, der das Wechselgeld für sich behält. Ebenso kann variieren, welches das frustrierte Bedürfnis ist, ob es sich etwa um die Bewahrung der körperlichen Unversehrtheit oder den Schutz des eigenen Selbstwertgefühls handelt. Die Aktivierung eines Schemas erfolgt aufgrund einer Mustererkennung, bei der die soziale Umwelt nach als emotionsgenerierend bekannten Reizkonstellationen abgesucht wird. Die Belegung der Leerstellen eines aktivierten Schemas durch Elemente des jeweiligen Wertebereichs *ist* nach Ulich & Mayring das Gefühlserlebnis.

In einem emotionalen Schema sind nach Ulich & Mayring das Wissen um die Benennung des eigenen affektiven Zustandes und um die situativen Auslöser desselben, kulturell bedingte Vorgaben über die Angemessenheit und Erwünschtheit des Gefühls in bestimmten Situationen, sowie Gewohnheitsstärken des emotionalen Erlebens enthalten. Dieser letzte Aspekt der emotionalen Gewohnheitsstärke gehört zu den bemerkenswertesten Aspekten der Theorie, weil damit die Möglichkeit betont wird, dass Emotionen nicht nur aufgrund aufwendiger kognitiver Bewertungsprozesse zustande kommen können, sondern auch aufgrund simpler Gewohnheit: „Gefühlsregungen entstehen mindestens *auch* aufgrund einer autonomen oder teilautonomen, internen Organisation der Eindrucksbildung und des Erlebens, also aufgrund von Strukturierungs- und Schematisierungsprozessen, die sich in der Weise verselbständigen können, daß ein Gefühl allein aufgrund der Assoziation zwischen Ereignis und emotionalen Schemata entsteht.“ (S. 82, Hervorhebung durch die Autoren). Und weiter: „‘Bewertung‘ wäre somit inhärenter Bestandteil des Erlebens, der sich aus der Berührung von Ereignis und Schema ‚automatisch‘ ergibt – und nicht Produkt aktueller kognitiver Einschätzungen und Prüfschritte. Fühlen wäre somit weniger ‚processing‘ als vielmehr ‚framing‘, also Schematisierung. Erleben erfolgt häufig auf gewohnheitsmäßig-assoziative Weise.“ (S. 82f.). Greenberg & Safran (1989) verweisen darauf, dass schon einzelne Stimuli, die Bestandteil bestimmter Schemata sind (z.B. Geruchserinnerungen, Kognitionen, körperliche Empfindungen), das komplette Schema inklusive der Erlebenskomponente aktivieren können – allein aufgrund ihrer Assoziation mit den anderen Schemakomponenten in der Vergangenheit.

Am Zustandekommen einer aktuellen Gefühlsregung sind nach Ulich & Mayring das auslösende Ereignis, die umgebende soziale Situation, die momentane körperliche und stimmungmäßige Gesamtverfassung der Person sowie eben die Schemata beteiligt. Letztere stellen dabei die zeitüberdauernde, persönlichkeitspezifische Komponente in der Genese von Gefühlen dar. Sie sind nicht nur für das eigene emotionale Erleben maßgeblich, sondern auch für das Verständnis der Emotionen *Anderer*: In einer Studie von Demorest & Alexander (1992) konnte nachgewiesen werden, dass studentische Versuchspersonen, die zu mehrdeutigem Stimulusmaterial Geschichten erfinden sollten, dabei ausgiebig Gebrauch von ihren eigenen, einen Monat zuvor erhobenen emotionalen Schemata machten.

Wo ist nun der Anknüpfungspunkt zwischen dem zu Beginn dargestellten Bereich der interpersonalen Schemata, in dem sich die Autoren auf das interaktive *Verhalten* konzentrieren, und dem der emotionalen Schemata, in dem es vorwiegend um die *Gefühle* geht? Es muss erstaunen, dass sich im Laufe der Zeit zwei nahezu unabhängige Literaturen zu diesen beiden Gebieten entwickelt haben, obwohl doch Verhalten und Emotionen – wie jeder weiß – eng miteinander zu tun haben. Wir wollen hier einen Integrationsansatz von Jenkins & Oatley (1998) weiterentwickeln, in dem die Verknüpfung durch die übergeordneten *Ziele* hergestellt wird, die sowohl den Affekten als auch dem interaktiven Handeln in Beziehungen zugrunde liegen:

Menschen unterscheiden sich demnach vor allem darin, welche Ziele sie in ihren zwischenmenschlichen Kontakten bevorzugt verfolgen. Während die einen zum Beispiel besonderen Wert auf Macht und Kontrolle legen, ist es anderen wichtiger, gemocht und akzeptiert zu werden und wieder andere streben vor allem nach Wertschätzung, Unabhängigkeit, oder Distanz. Die individuellen Präferenzen gehen dabei sowohl auf angeborene Unterschiede, etwa des Temperaments, als auch auf Sozialisationserfahrungen zurück. In konkreten Situationen zeigen nun die Emotionen die Relevanz der vorgefundenen Umweltkonstellation im Hinblick auf diese Motive an (Frijda, 1994a). Teil der emotionalen Reaktion ist auch die Vorbereitung von Handlungen, die jedoch nicht zwingend auch ausgeführt werden zu müssen (Scherer, 1994). Welches Verhalten letztlich gezeigt wird, hängt nicht nur vom unmittelbar aktuellen Affekt ab, sondern immer auch davon, welches in der aktuellen Umgebung am funktionalsten für die Verwirklichung der eigenen Zielsetzungen erscheint. An dieser Stelle können sich Regulationserfordernisse in Bezug auf die eigenen Emotionen ergeben. All diejenigen dieser *Motiv-Emotions-Verhaltens-Kopplungen*, die sich in der Lerngeschichte des Individuums als besonders zielführend erwiesen haben, bilden schließlich den Fundus von Beziehungsmöglichkeiten, derer sich eine Person in ihrem Umgang mit Anderen bevorzugt bedient. Wir halten es für sinnvoll, die (zunächst überwiegend unbewussten) Repräsentationen solcher Interaktionsmodi als *interpersonal-affektive Schemata* zu bezeichnen. Sie beinhalten das Erfahrungswissen einer Person darüber, in welchen *Situationen* welches *Verhalten* die Befriedigung welcher *Bedürfnisse*, die sich durch welche *Emotionen* bemerkbar machen, am besten gewährleistet.

Die Annahme, dass Menschen, infolge einmal erfolgter Schemabildungen, nahezu alle ihre sozialen Interaktionen nach dem gleichen Muster abwickeln, ist aber sicher nicht haltbar. So etwas mag allenfalls in Fällen ausgeprägter Persönlichkeitspathologie vorkommen. In der Literatur sind daher auch eher emotionale Persönlichkeitsmerkmale (*affective style*, Davidson, 1994; *emotional personality dispositions*, Frijda, 1994b), als Dispositionen, im Durchschnitt über viele Situationen hinweg eher in der einen oder anderen Richtung emotional zu reagieren, untersucht worden. Dabei konnte für solche Dimensionen wie Aggressivität, Depressivität oder Schüchternheit eine hohe zeitliche Stabilität nachgewiesen werden (Jenkins & Oatley, 1996, 1998).

Noch eine Abstraktionsebene höher bewegt sich das Konstrukt der *Negativen Affektivität* (NA), von Watson & Clark (1984), das im wesentlichen dem Konzept des *Neurotizismus* von Eysenck & Eysenck (1968, zit. nach Watson & Clark, 1984) entspricht, wahrscheinlich einem der am besten untersuchten Konstrukte in der Psychologie überhaupt. Es bezeichnet eine Disposition, überdurchschnittlich häufig negative Emotionen in Bezug auf die Umwelt, aber auch auf die eigene Person zu erleben. Anhand von Korrelationstabellen einer ganzen Reihe von etablierten Tests zur Messung psychopathologischer Symptomatik konnten die Autoren zeigen, dass die meisten davon vor allem NA messen. Die Skala hängt hoch mit Ängstlichkeit, Depressivität, Selbstwertproblemen, Schuldgefühlen, Pessimismus und Feindseligkeit zusammen und erwies sich über die Zeit hinweg als recht stabil: Die Retestreliabilität über 6 Monate betrug 0.80, über zwei Jahre immer noch 0.65. Die Selbsteinschätzung bezüglich dieses Merkmals korrelierte mäßig bis hoch mit entsprechenden Fremdeinschätzungen. Großen Wert legen Watson & Clark (1994) auf die Feststellung, dass das häufige Erleben negativer Emotionen nicht automatisch eine Reduktion positiver Emotionen mit sich bringt. Negative und Positive Affektivität seien vielmehr weitgehend unabhängig voneinander, was sich empirisch auch gut bestätigen ließ. Die Positive Affektivität hat eine größere Nähe zum Konstrukt der Extraversion als zu dem des Neurotizismus. Auf diesem – höchsten – Abstraktionsniveau der Untersuchung emotionaler Persönlichkeitsunterschiede werden nicht mehr einzelne Situationen als indikativ für den affektiven Stil einer Person betrachtet, sondern Daten über eine Vielzahl von Ereignissen aggregiert. Dieses Vorgehen findet seine Rechtfertigung in einer Studie von Diener & Larsen (1984). Hier berichteten studentische Versuchspersonen über einen Zeitraum von sechs Wochen hinweg ihr affektives Befinden zweimal täglich zu zufällig ausgewählten Zeitpunkten. Während sich so gut wie kein Zusammenhang der selbstberichteten affektiven Reaktionen zwischen einzelnen Situationen ergab, erwiesen sich die durchschnittlichen Werte auf den Skalen positive und negative Affektivität als ausgesprochen stabil über die Zeit.

2.4 Pathologische Formen emotionaler Schemata

Aus der Beschreibung der vielfältigen Möglichkeiten, wie Kinder im Verlauf der emotionalen Entwicklung durch ihre soziale Umwelt beeinflusst werden, ergibt sich unmittelbar, dass es sich bei eben dieser Entwicklung um einen sehr störbaren Prozess handeln muss. Rudolf (2000a) unterscheidet vier mögliche Wirkungen von mehr oder weniger förderlichen Sozialisationsbedingungen:

Erstens könne die jeweils spezifische Tendenz des familiären Umfelds, bestimmte Interaktionsformen und soziale Deutungsmuster gegenüber anderen zu bevorzugen, zur Herausbildung entsprechender stabiler *Persönlichkeitsmerkmale* beim Kind führen. Dies ist keinesfalls als pathologischer Vorgang zu sehen, sondern vielmehr als völlig normaler, und zudem unvermeidlicher Ausgang einer jeden emotionalen Sozialisation.

Zweitens könne das Kind in seiner Familienkonstellation mit konflikthafter Beziehungsaufforderungen seitens der Eltern oder anderer Bezugspersonen konfrontiert sein, die es emotional überfordern. Ein Beispiel hierfür wäre ein kleiner Junge, der von seiner Mutter, nachdem diese von ihrem Mann verlassen wurde, in die Rolle eines Partnerersatzes gedrängt wird, und sich damit Erwartungen der Mutter ausgesetzt sieht, die seinem altersgemäßen Entwicklungsstand nicht entsprechen (z.B. ihr Versorger und Beschützer zu sein). Derartige Verwicklungen führen zur Etablierung sogenannter *intrapyschischer Konflikte*, so muss der Junge etwa seine eigene kindliche und versorgungsbedürftige Seite, aber auch seine Bestrebungen, sich irgendwann von der Mutter zu lösen, vor sich zu verleugnen beginnen, um diese nicht zu enttäuschen und damit ihre Zuneigung zu verlieren. Die entsprechenden Bedürfnisse und die zu ihnen gehörenden Gefühle werden nicht mehr wahrgenommen,

obwohl sie weiterhin vorhanden sind: es entsteht eine Lücke im Erleben. Grawe, Donati & Bernauer (1994) beschreiben solche Phänomene als „negative emotionale Schemata“ mit folgenden Worten:

„Ein negatives emotionales Schema enthält als Bestandteile hauptsächlich ein negatives Ziel von bestimmter aversiver emotionaler Qualität; an diesen emotionalen Zustand gekoppelte Gedächtnisinhalte; Situationen und Kognitionen, die geeignet wären, diesen Zustand herbeizuführen; sowie ein Repertoire an Strategien zur Vermeidung dieses Zustandes. Es klingt auf Antrieb paradox, leitet sich aber folgerichtig aus der Eigenart emotionaler Schemata ab, dass je bedeutsamer ein bestimmtes negatives emotionales Schema für ein Individuum ist, umso weniger die entsprechenden Emotionen vom Individuum tatsächlich erlebt werden. Dies wird allerdings erkaufte durch einen entsprechend großen Bereich ‚unzulässiger‘ Wahrnehmungen und Kognitionen“ (S. 763f.). In unserem Beispiel würde der kleine Junge zum Beispiel alle Erlebnisse vermeiden, die ihn an seine eigene Kindlichkeit und Abhängigkeit erinnern könnten, um den damit verbundenen Ängsten, der Mutter nicht genügen zu können, zu entgehen.

Drittens können die Entwicklungsbedingungen so defizitär sein, dass es dem Kind in bestimmten Bereichen des seelischen Funktionierens nicht möglich ist, ausreichende Fähigkeiten der Selbstregulation zu erlernen. Rudolf (2000b) nennt unter anderem folgende Varianten solcher Entwicklungsdefizite:

- Schwierigkeiten in der Wahrnehmung und Differenzierung der eigenen Emotionen
- Geringe Fähigkeit, die Intensität der eigenen Emotionen auszuhalten
- Wenig Möglichkeiten, mit den eigenen Affekten steuernd umzugehen
- Probleme beim Ausdruck der eigenen Emotionen
- Eingeschränktes Verständnis der Affekte Anderer
- Mangelnde affektive Besetzung von Selbst- und Objektrepräsentanzen

Solche Folgen unzureichender Entwicklungsbedingungen werden als *strukturelle Störungen* (Rudolf, 1995a, 1995b, 2000b) bezeichnet. Die Betonung liegt hier auf dem ausgebliebenen oder verzögerten Kompetenzerwerb. Während beim Vorliegen eines neurotischen Konflikts etwa das Erleben eines bestimmten Affektes prinzipiell möglich wäre, aber aus Abwehrgründen nicht geschieht, ist bei der strukturellen Störung die Integration der verschiedenen Affektkomponenten zu einer übergeordneten Einheit noch gar nicht geleistet worden (Krause, 1990). Der Patient kann also zum Beispiel nicht deshalb keine Wut erleben, weil er Angst vor einer damit verbundenen Gefährdung der Beziehung zum Gegenüber hätte, sondern, weil er gar nicht weiß, wie sich Wut anfühlt. Die Unterscheidung zwischen konfliktbedingter und struktureller Störung kann schwierig sein, weil in der biographischen Entwicklung die neurotische Hemmung bestimmter emotionaler Erlebensweisen oft mit unzureichenden Übungsmöglichkeiten einhergeht. In der klinisch-diagnostischen Praxis wird man daher meistens Anteile beider Störungsformen antreffen, allerdings in jeweils unterschiedlicher Gewichtung (Rudolf, pers. Mitteilung). Der Arbeitskreis OPD (1996) sieht Konflikt und Struktur folgerichtig auch als „Pole einer klinischen Ergänzungsreihe“ (S. 122).

Als vierten möglichen Entwicklungsausgang nennt Rudolf (2000a) die *Traumatisierung*. Damit ist gemeint, dass einmalige, schwer beeinträchtigende Ereignisse (etwa der gewaltsame Tod eines Familienmitglieds), aber auch länger anhaltende, massive Belastungsfaktoren (etwa

wiederholter sexueller Missbrauch) die Verarbeitungskapazität des Individuums derart überfordern, dass das Erlebte emotional nicht verarbeitet werden kann. Als Folge des Ausbleibens einer kognitiv-emotionalen Repräsentation bleiben beim Opfer oft untereinander unverbundene Körpererinnerungen und Erinnerungsbruchstücke bestehen, die in Form sogenannter *Flash-Backs* plötzlich auftreten und den Betroffenen subjektiv direkt in die traumatisierende Situation zurückversetzen können. Das Trauma ist nichts Vergangenes, sondern wird immer wieder als unmittelbar gegenwärtig erlebt.

Wie muss man sich nun das affektive Erleben von Patienten vorstellen, die ihre Emotionalität unter unzureichenden oder schädigenden Umweltbedingungen entwickeln mussten?

Im Bereich der neurotischen Störungen ist nach Krause (1990) häufig mit affektiven Ambivalenzen zu rechnen: relativ klare, umschriebene Affekte, die einander jedoch widersprechen, richten sich auf die Interaktionspartner. Häufige Kombinationen dieser Art sind die von Wut und gleichzeitiger Verlustangst oder die von Anlehnungswunsch und Angst vor Nähe. Sie bilden sich sowohl in der mimischen Aktivität der Patienten als auch in der Gegenübertragung eines eventuellen Behandlers ab.

Im Manual der OPD (Arbeitskreis OPD, 1996) wird sogar die Hypothese vertreten, die meisten der dort aufgeführten intrapsychischen Konflikte ließen sich anhand jeweils spezifischer *Leitaffekte* identifizieren, die das Erleben des Patienten beherrschen. So stehe beim Selbstwertkonflikt der Schamaffekt im Vordergrund, beim Autonomie-Abhängigkeits-Konflikt die Angst und beim Autarkie-Versorgungs-Konflikt Gefühle von Trauer und Depression. Die Annahme des konflikthaften Widerstreits gegensätzlicher Affekte wird hier nicht gemacht, es geht eher um gegenläufige Motive. Unzureichend geklärt ist hier meines Erachtens, ob die Leitaffekte diejenigen sind, die von den Patienten bevorzugt erlebt werden, oder diejenigen, die sie zu vermeiden versuchen. Wahrscheinlich ist es so, dass im aktiven Modus der Konfliktverarbeitung die Vermeidung des jeweiligen Leitaffekts vorherrscht (z.B. Selbstüberhöhung, Schamlosigkeit und Beschämung Anderer bei der aktiv-narzisstischen Verarbeitung eines Selbstwertkonflikts), während der passive Modus mit einem vermehrten Erleben desselben einhergeht (Scham, Selbstzweifel und Minderwertigkeitsgefühle bei gleichem zugrundeliegendem Konflikt).

Allgemein besteht also eine mögliche Folge gestörter emotionaler Entwicklung im vermehrten, besonders häufigen oder besonders intensiven Auftreten bestimmter Affekte, oder, ganz im Gegenteil, in ihrem völligen Fehlen im affektiven Spektrum. Sowohl infolge struktureller Beeinträchtigungen als auch durch konflikthafte Einengungen des Erlebens kann es darüberhinaus zum Auftreten *maladaptiver Emotionen* kommen (Rudolf, 2000b). Diese lassen sich dadurch charakterisieren, dass sie im Gegensatz zu den adaptiven, funktionalen Emotionen keine effektiven Handlungsmöglichkeiten mehr implizieren, um die – stets unangenehme – Situation im Sinne des Subjekts zu verändern. Stattdessen bringen sie den, der sie erlebt dazu, sich seinem Leiden passiv zu ergeben und es damit festzuschreiben. Als Beispiele hierfür nennt Rudolf (a.a.O.): Verzweiflung, Enttäuschung, Verachtung, Hilflosigkeit und Groll. Einen etwas anderen Zugang zu diesem Thema wählen Clark & Watson (1994): Diese Autoren gehen davon aus, dass es nicht die spezifische Qualität einer Emotion sei, die dieselbe dysfunktional mache, sondern dass prinzipiell jede Emotion dysfunktional werden könne, wenn sie unangemessen lange andauere, von ungewöhnlich hoher Intensität sei oder situationsinadäquat auftrete.

Krause (1990) geht davon aus, dass sich bei vielen emotionalen Störungen eine Beeinträchtigung des Zusammenwirkens der einzelnen Module des Emotionssystems nachweisen lasse. So zeichneten sich etwa Zwangsneurotiker dadurch aus, dass keine

subjektive Repäsentation der eigenen Wut entstehe, die sich jedoch im expressiven Verhalten durchaus nachweisen lasse: „Die Patienten merken nicht, wenn sie aggressiv sind“ (S. 669). Neben solchen Ausfällen spezifischer Erlebensqualitäten gebe es aber auch die Möglichkeit, dass die meisten oder *alle* Affekte gleichermaßen von einer derartigen Entkopplung betroffen seien: „Aus der occurring emotion wird generell keine experienced emotion“ (Krause, 1988; S. 82). Und: „Im allgemeinen werden bei schweren Störungen die inneren Reize in ihrer Bedeutung zugunsten der äußeren unterdrückt“ (Krause, 1990; S. 647). Die lange Zeit verbreitete Annahme einer durchgängigen „Alexithymie“ (Nemiah & Sifneos, 1970; zit. nach Krause, 1990), also einer Unfähigkeit, die eigenen Emotionen wahrzunehmen und zu beschreiben, habe sich jedoch empirisch nicht gut belegen lassen. Es gebe allerdings Patienten, die im Gegenteil recht ausführlich und differenziert über eigene Gefühle sprechen könnten, die sie gar nicht wirklich empfänden (Krause, Steimer-Krause & Ullrich, 1992). Solche Fälle seien aber selten, meistens entspreche einer reduzierten Verbalisierung von Affekten auch ein reduziertes Erleben.

Greenberg & Safran (1989) unterscheiden vier verschiedene Formen des affektiven Erlebens und Ausdrucks: Gesunde, adaptive Emotionen informierten das Individuum über seine momentane Bedürfnislage, daher gelte es, diese zu erhalten und zu fördern. Daneben gebe es aber auch drei problematische Varianten, die therapeutischer Beeinflussung bedürften: Sogenannte *sekundäre Emotionen* stellten eine emotionale Reaktion auf solche Emotionen dar, die das Subjekt zu vermeiden versuche. So komme es vor, dass Patienten sich angewöhnten, wütend zu werden, wenn sie eigentlich ängstlich seien, oder mit Scham auf die eigene Traurigkeit zu reagieren. Als *instrumentelle Emotionen* bezeichnen Greenberg & Safran solche, die benutzt werden, um durch ihren Ausdruck das Verhalten der Mitmenschen zu manipulieren, wenn etwa eine Patientin ihrem Ehemann bevorzugt durch wütende Ausbrüche ihren Willen aufzwingt. Ein Beispiel für eine *gelernte, maladaptive emotionale Reaktion* ist die Angst des Phobikers, der seine situationsinadäquate Angst immer wieder durch sein eigenes Vermeidungsverhalten perpetuiert.

Einige der dargestellten Folgen emotionaler Störungen lassen sich besser operationalisieren als andere. Während es zum Beispiel relativ einfach sein müsste, in dem, was ein Patient von sich berichtet, durch schlichtes Auszählen das Fehlen bestimmter affektiver Qualitäten oder eine generelle Reduktion emotionalen Erlebens nachzuweisen, wird es erheblich schwerer fallen, die Ersetzung eines Affektes durch einen anderen zu objektivieren. In der vorliegenden Arbeit haben wir uns daher auf solche Charakteristika des emotionalen Spektrums von Patienten konzentriert, die sich verhältnismäßig einfach und nachvollziehbar erfassen lassen. Demgegenüber tritt die Beurteilung der zugrundeliegenden Störung, also etwa der Frage, ob es eine strukturelle Beeinträchtigung oder eine neurotische Hemmung ist, die den Ausfall des einen oder anderen Affekts bedingt, in den Hintergrund. Krause (1990) weist darauf hin, dass zur Beantwortung der Frage, welche Formen emotionalen Erlebens als gestört zu gelten haben, Normwissen über gesunde Affektivität vonnöten ist. Genau dies fehle aber zum Beispiel den meisten Klinikern. Auch dies spricht dafür, zunächst nach einer möglichst angemessenen *Quantifizierung* der Affektivität zu suchen, wie es in der vorliegenden Arbeit versucht wurde, und auf Bewertungen im Sinne von „funktional“ oder „gesund“ erst einmal zu verzichten.

Aufgrund der hohen Relevanz der Emotionen für die Beziehungsregulation gilt: „Emotionale Störung und Beziehungsstörung sind zwei Seiten des gleichen Geschehens“ (Rudolf, 2000b, S.116). Es ist leicht vorstellbar, wie sehr etwa eine Beeinträchtigung im Bereich der Wahrnehmung oder des Ausdrucks der eigenen Affekte die Gestaltung von Interaktionen mit den Mitmenschen erschweren kann. Der mit dem Affekt verbundene Wunsch nach einer Veränderung oder Beibehaltung des aktuellen Beziehungsmodus kann nicht oder nur

unzureichend vermittelt werden und wird dadurch chronifiziert (Krause, 1988). Chronische Affekte aber sind dysfunktional, weil sie ihre wichtigste Funktion, nämlich die des flexiblen Reagierens auf Veränderungen in der sozialen Umwelt, verloren haben (Krause, Steimer-Krause & Ullrich, 1992). Ganz ähnliche Interaktionsschwierigkeiten sind zu erwarten, wenn es nicht gelingt, die affektiven Signale Anderer zutreffend zu dekodieren, also *deren* Beziehungswünsche wahrzunehmen. Schließlich kann das habituelle Unterdrücken bestimmter Affektqualitäten oder affektiver Erregung im Allgemeinen durch die damit verbundene Konservierung der korrespondierenden körperlichen Bereitstellungsreaktion auf Dauer zu körperlichen Schädigungen führen (Rudolf, 2000b).